

Der Historiker Tom Segev rechnet mit dem zionistischen Gründungsmythos ab

Gespalten seit Anbeginn

Ludwig Watzal

Mit der Staatsgründung Israels vor 60 Jahren ging ein fast 2000-jähriger Traum des jüdischen Volkes auf Eigenstaatlichkeit in Erfüllung. Für die damaligen führenden zionistischen Politiker wurden ihre diplomatischen Bemühungen durch die UN-Teilungsresolution vom 29. November 1947 gekrönt. Am 14. Mai 1948 wurde der Staat Israel gegründet – 50 Jahre nach Theodor Herzls programmatischer Schrift „Der Judenstaat“. Am nächsten Tag griffen die Armeen verschiedener arabischer Länder den jungen Staat an. Bis zu einem Waffenstillstand 1949 waren zirka 700 000 arabische Palästinenser geflohen oder wurden vertrieben. Für sie bedeutet die Staatsgründung Israels eine Katastrophe – „Nakba“. Seither schwelt der Konflikt und harret auch im 60. Jahr noch einer Lösung.

Tom Segev gehört zu den bekanntesten Journalisten Israels; ebenso zählt er zu den renommiertesten Historikern seines Landes. Er hat zahlreiche Monografien veröffentlicht, die zu Standardwerken avanciert sind. In Deutschland wurde er durch sein Buch „Die siebte Million“ bekannt. „Elvis in Jerusalem“ und sein Werk über den Sechstagekrieg „1967“ mehrten sein Renommee als Autor, der die konventionellen historischen Mythen der offiziellen Geschichtsschreibung infrage stellte.

Sein neues Buch erschien bereits 1986 unter dem Titel „1949. The First Israelis“ auf Englisch. Es brauchte immerhin 22 Jahre, bis es ins Deutsche übersetzt worden ist. Es beschreibt die Ereignisse der ersten Jahre nach der Staatsgründung und gliedert sich in vier Teile: „Zwischen Juden und Arabern“, „Zwischen Veteranen und Neuankömmlingen“, „Zwischen Orthodoxen und Säkularen“ sowie „Zwischen Vision und Realität“. Die Ausführungen beruhen zu weiten Teilen auf erstmals zugänglichen Quellen. Sie dokumentieren eine etwas andere und differenzierte Sicht der Ereignisse.

Der Autor zeichnet ein Bild der Gründergeneration mit all ihren Widersprüchen. So trafen die Überlebenden des Holocaust auf eine Siedlermentalität, die sich die Schaffung eines „neuen Juden“ auf ihre Fahnen geschrieben hatte, der sich niemals mehr zur „Schlachtbank“ führen lassen werde. Eine solche Haltung war nach den Gräueltaten, die in deutschem Namen begangen worden sind, mehr als verständlich.

Als das Buch erstmals erschien, wurde von den Kritikern behauptet, es sei ein „subversiver Versuch“ einer neuen postmodernen Geschichtsschreibung, „die dem Zionismus feindlich gegenüberstehe“. Segev zeigt in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe sogar Verständnis für eine solche Haltung, denn in einem Staat, dessen Existenz auf grundlegenden historischen Annahmen basiere, „kann jeder Riss in existenziellen Mythen als lebensbedrohlich empfunden werden“.

Auch in diesem Buch kommt Segevs Misstrauen gegenüber der zionistischen Geschichtsschreibung wie der zionistischen Politik zum Ausdruck, gleichwohl ist er aber voller Bewunderung für deren Aufbauleistung. Ja, er beneidet „die ersten Israelis“ ein wenig, „dass sie teilhaben durften an der historischen Aufgabe, einen neuen Staat aufzubauen“.

Sehr aufschlussreich ist nicht nur das Vorwort zur deutschen, sondern auch zur englischen

Ausgabe. Israel ist für Segev eine „Erfolgsgeschichte“, aber mit einer brutalen Kehrseite: der Tragödie der Palästinenser. Die Existenz dieses Landes beruhe auf einer bestimmten Geschichtsauslegung, und zwar der zionistischen. Bis zur Freigabe der Archive „besaß Israel eine nationale Mythologie“. Erst seit diesem Zeitpunkt konnte eine wirkliche Geschichtsschreibung stattfinden. So gehört der Autor zu den „ersten“ Historikern, nicht zu den „neuen“, sofern darunter ein „revisionistischer“ verstanden wird. Der absurde Vorwurf des „postzionistischen Selbsthasses“ trug Segev folgende historische Selbstverständlichkeit ein: „Israel trägt durchaus eine Mitschuld an der Tragödie der palästinensischen Flüchtlinge; es hat nicht alle Chancen genutzt, mit den arabischen Nachbarn Frieden zu schließen, und die Regierung hat bisweilen tatsächlich Neueinwanderer aus den arabischen Ländern diskriminiert.“ Von diesen Diskriminierungen können die sephardischen oder äthiopischen Einwanderer bis heute ein Lied singen.

Für Segev ist Israel ein gespaltenes Land, „gefangen in einem Kulturkampf, einem Krieg zwischen grundlegender Moral und politischen Werten“. Kampf zwischen „Optimismus“ und „Pessimismus“ bringe die Grundhaltung des Konfliktes zum Ausdruck, der heute in Israel tobe. Gleichwohl ist der Autor optimistisch, weil seine Landsleute bereit seien, die „mythenbeladene Vergangenheit abzustreifen“ und sich viel Positives, insbesondere auf dem Hightech-Sektor, ereignet habe. Trotzdem glauben viele Israelis nicht, dass der Frieden eine Chance habe. Sie sehen „Besetzung, Unterdrückung und Terror als Dauerzustand an“. Viel bedenklicher jedoch ist: „Im Gegensatz zu den ersten Israelis empfinden sie aber keine Begeisterung mehr darüber, in einem eigenen Staat zu leben.“

Nach Lektüre des Buches scheint es nachvollziehbar, dass Segev gern unter den „ersten Israelis“ gewesen wäre. Denn nach der Zeit des Unabhängigkeitskrieges stand der junge Staat vor gigantischen Herausforderungen: Tausende von Immigranten mussten integriert, neue Siedlungen errichtet, Schulen und Universitäten gegründet sowie Fabriken und Betriebe aufgebaut werden. So entsteht ein Bild Israels, das sich als eine Art Notgemeinschaft versteht, die schon damals tief gespalten war. Holocaust-Überlebende trafen auf Siedler, Israelis trafen auf Palästinenser, obgleich nach zionistischer Lesart, das Land doch „leer“ sein sollte. Die Mythologie wurde bald durch die Realität infrage gestellt. Das Buch ist ein Muss für den politisch Interessierten!

Tom Segev: Die ersten Israelis. Die Anfänge des jüdischen Staates. Siedler Verlag, Berlin 2008. 414 Seiten, 24,95 Euro.

© Rheinischer Merkur Nr. 19, 08.05.2008